

László V. Szabó (Veszprém)

## Das ‚Hunnenbild‘ Joseph Victor von Scheffels im ‚Ekkehard‘-Roman

„Das Poetische (...) hat immer recht;  
es wächst weit über das Historische  
hinaus.“ (Theodor Fontane)

In einer Zeit, in der Begriffe wie Kampf der Kulturen, Migrationsliteratur, Inter- und Transkulturalität etc. in Mode sind, scheint es geradezu anachronistisch, sich an einen Roman zu wenden, der vor anderthalb Jahrhunderten entstand, und heute – wenngleich er zu seiner Zeit sehr populär war (173 Auflagen bis 1900!) – kaum mehr gelesen wird. Beim genaueren Hinsehen kann es sich aber relativ leicht herausstellen, dass moderne (kultur)geschichtliche Phänomene ihre Vorläufer in vergangenen Zeiten haben und sich gängige Begriffe u.U. auf vergangene Phänomene übertragen lassen. Interkulturelle Erscheinungen ließen sich dann nicht nur in literarischen Werken der letzten Jahrzehnte, sondern auch in viel früheren nachweisen. Gibt es noch, analog zum geschichtlichen Bewusstsein, so etwas wie ein literaturgeschichtliches Bewusstsein, so ist ein Blick auf literarische Texte der Vergangenheit, die nicht selten der Vergessenheit anheim gefallen sind, nicht nur angenehm, sondern sogar nützlich.

Dass Joseph Victor von Scheffels historischer Roman ‚Ekkehard‘ bei den deutschen Lesern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so beliebt war, spricht nicht unbedingt gegen den literarischen Wert desselben. Betrachtet man nur die enorm große Zahl der Auflagen, so findet er seinen Platz unter heute noch weniger bekannten Romanen der Zeit wie Hermann Goedsches Serie von ‚historisch-politischen Romanen aus der Gegenwart‘ (darunter etwa ‚Sebastopol‘), Oskar Medings fabrikmäßiger Romanproduktion oder den historischen Unterhaltungsromanen von Hermann von Schmid. In der Folge von Walter Scotts Rezeption in Deutschland wurde der historische Roman noch vor 1848 zu einer beliebten Gattung, deren Federführer auf der Ebene der theoretischen Debatten und der Romanproduktion gleichermaßen Willibald Alexis, der ‚märkische Scott‘ war. Doch auch die heute kanonisierten Autoren des bürgerlichen bzw. poetischen Realismus versuchten sich in dieser Gattung mit mehr oder weniger Erfolg: Stifter fand sein historisches Thema im 12. Jahrhundert und der Gründung des Königreichs Böhmen (‚Witiko‘, 1867), Fontane thematisierte eine preußische Geschichte aus der Zeit der napoleonischen Kriege (‚Vor dem Sturm‘, 1872), C. F. Meyer, Autor von mehreren historischen Novellen, griff in seinem Roman

„Jürg Jenatsch“ (1874) auf die Reformationszeit und die Religionskriege zurück, und selbst Wilhelm Raabe verfasste historische Romane wie „Der heilige Born“ oder „Nach dem großen Krieg“. Diese wurden in der Forschung entsprechend gewürdigt, Scheffel und sein Werk scheinen hingegen bis heute relativ wenig Aufmerksamkeit verdient zu haben. So wurde noch 2003 konstatiert, dass „überhaupt die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem einst so ungemein populären, heute so gut wie vergessenen Autor auf wenige Titel ernstzunehmender Sekundärliteratur beschränkt bleibt, die sich an den Fingern zweier Hände leicht abzählen lassen.“<sup>1</sup> Zwar hat sich Scheffel der Unterhaltungsmode seiner Zeit nicht ganz entziehen können; sein „Ekkehard“ ist dennoch mehr als ein Stück Unterhaltungsliteratur aus dem 19. Jahrhundert: Er ist vielmehr das literarische Zeugnis einer Zeit, die sich im Spiegel der Geschichte verstehen und deuten wollte. Dass das Stück Geschichte, das Scheffel als Stoff für seinen Roman gebrauchte, aus dem 10. Jahrhundert, der Zeit der Eroberungszüge der Ungarn in Europa stammt, könnte indessen nicht nur für die *ungarische* Germanistik von Interesse sein, die sich merkwürdigerweise bis heute vor einer Würdigung von Scheffels „Ekkehard“ weitgehend zurückhielt.<sup>2</sup>

Das Konzept des „Ekkehard“ passte sich der damaligen Poetik des historischen Romans an, die auf dem Konzept eines einträchtigen Nebeneinanders von Poesie und Geschichte fußte. So stellte Scheffel bereits im Nachwort des Romans seine Devise klar: „Dies Buch ward verfaßt in dem guten Glauben, daß es weder der Geschichtsschreibung noch der Poesie etwas schaden kann, wenn sie innige Freundschaft miteinander schließen und sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen.“ (E: 431)<sup>3</sup> Hinter diesem Bekenntnis verbarg sich die poetologische Absicht, Geschichte in Poesie zu verwandeln und dabei „die Freude am geschichtlichen Verständnis auch in weitere Kreise zu tragen.“ Eine Popularisierung der Geschichte war Scheffel offenbar nicht zuwider. Nicht zuletzt ergriff er Partei für eine

<sup>1</sup> Rüdiger Krohn: Mittelalter hausgemacht. Scheffels Schaffen zwischen Historie und Poesie. In: Berschin, Walter/Wunderlich, Werner (Hg.): Joseph Victor von Scheffel (1826-1886): ein deutscher Poet – gefeiert und geschmäht. Ostfildern: Thorbecke 2003, S. 38.

<sup>2</sup> Die bis heute einzige Monographie zu Scheffels Leben und Werk in ungarischer Sprache liegt mehr als ein Jahrhundert zurück; vgl. Sándor Alfonz Novotny: Scheffel József Viktor élete és írói működése, különös tekintettel Ekkehardjára [Das Leben und die schriftstellerische Tätigkeit Joseph Viktor von Scheffels unter besonderer Berücksichtigung seines Ekkehard]. Großwardein, 1900. Spätestens aber nach dem Ekkehard-Film von Diethard Klante (1989), an dem sich auch ungarische Akteure beteiligten, wäre eine Beschäftigung mit Scheffels Roman (evtl. auch unter intermedialem Aspekt) wünschenswert.

<sup>3</sup> Das Kürzel „E“ verweist im Folgenden auf Joseph Victor von Scheffel: Ekkehard. Zürich: Diogenes 1985.

Poetik, mit der er der Geschichte nicht „schaden“ wollte, d.h. er hielt sich an geschichtliche Tatsachen, so weit ihm überhaupt geschichtliche Tatsachen als solche, nämlich als unanzweifelbare, der historischen Wahrheit entsprechende Fakten bekannt waren. Er gehörte gewiss nicht zu denen, die Nietzsches spätere Meinung über den „interpretative[n] Charakter alles Geschehens“<sup>4</sup> teilten, sondern war, wie die Positivisten seiner Zeit, von der Unerschütterlichkeit und Selbstverständlichkeit der (geschichtlichen) Fakten fest überzeugt. Seine Poetik beruhte auf der einen Seite auf einer zeitgemäßen Historizität, die in der Geschichte ein System von Ereignissen und eine logische Aufeinanderfolge von geschichtlichen Momenten sah, zum anderen auf dem freien Gebrauch der dichterischen Phantasie, die, etwa im Sinne Otto Ludwigs, die Welt „noch einmal“ schaffen<sup>5</sup> wollte. Dieses Neuschaffen der Realität in einem ästhetischen Gebilde diente auch bei Scheffel, wie bei den meisten Autoren des historischen Romans, dazu, seiner Gegenwart den Spiegel vorzuhalten; seine Zeit sollte in der geschichtlichen Vergangenheit nicht nur ihre eigenen Fehler erkennen, sondern aus derselben Mut für eine Selbstbesinnung und Selbsterhöhung schöpfen.

Wenn Hegel meinte, jedes Werk sei der Ausdruck seiner Zeit (selbst Wilhelm Dilthey vertrat später eine ähnliche Ansicht), so ist auch Scheffels Werk keine Ausnahme, wenn er auch gegen Hegels Geschichtsoptimismus, besonders infolge seiner Enttäuschungen über die Revolution 1848, wenig Verständnis aufbringen konnte. Der ‚Ekkehard‘-Roman ist ein Abbild der Zeit, wenngleich – oder gerade deshalb, weil – sein Stoff aus dem Mittelalter stammt. Der Rückgriff auf eine alte Geschichte hatte an sich nichts Neues, doch tragen die Art und Weise, wie Scheffel mit seinem Stoff umging und die Aussagen, die er bei der Behandlung desselben traf, unverkennbar die Züge seines Zeitalters. Das 19. Jahrhundert war das Jahrhundert der Wissenschaften und des Fortschritts, des Positivismus und des Historismus, aber zugleich auch des nationalen Erwachens, ja, der Nationalismen. Als der Roman erschien, feierte man das fünfzigste Todesjahr Schillers; vier Jahre später gab die Schillerfeier anlässlich des hundertsten Geburtstags des Klassikers Anlass zur nationalen Einheitsgesinnung.<sup>6</sup> Dem Geist und Enthusiasmus der Schillerfeier von 1859 stand auch Scheffel nicht fern; den indirekten Beweis dafür kann man eben in seinem ‚Ekkehard‘-Roman finden, in dem das Konfrontieren des Lesers mit einer gloriosen Vergangenheit auch seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft ahnen ließ.

<sup>4</sup> Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. München/Berlin 1999, Bd. 12, S. 38.

<sup>5</sup> Vgl. Otto Ludwig: Der poetische Realismus. In: Gerhard Plumpe (Hg.): Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung. Stuttgart: Reclam 1997, S. 148.

<sup>6</sup> Vgl. Anneliese Klingenberg: Zum Schillerjahr 1859. Im Geiste Schillers schien alles möglich. In: Friedrich Schiller im Kontext. Jena 1987, S. 112–124.

Bereits der erste Satz des Romans lässt keinen Zweifel darüber, wo man nach der erzählten Zeit desselben zu suchen hat: „Es war vor beinahe tausend Jahren.“ (E: 9) Der Grund dafür, dass er gerade das 10. Jahrhundert als Hintergrund für seine Geschichte wählte, lässt sich wohl mit einer Begebenheit im eigenen Leben Scheffels erklären, der zu dieser noch Pläne für eine Habilitation pflegte und zu diesem Zweck nach Sankt Gallen reiste, um dort historische Studien zu führen. Aus einer Universitätskarriere wurde nichts, dennoch veranlasste ihn die Erforschung der Manuskripte und der Urkunden im Kloster Sankt Gallen dazu, eine eigene „Klostergeschichte“ zu schreiben. Über das Erlebnis seiner geschichtlichen Studien in der Schweiz notiert er im Nachwort des Romans:

Wer sich durch die unerquicklichen und vielfältig dünnen Jahrbücher anderer Klöster mühsam durchgearbeitet hat, mag mit Behagen und innerem Wohlgefallen an jenen Aufzeichnungen verweilen. Da ist trotz mannigfacher Befangenheit und Unbehilflichkeit eine Fülle anmutiger, aus der Überlieferung älterer Zeitgenossen und den Berichten von Augenzeugen geschöpfter Erzählungen, Personen und Zustände mit groben, aber deutlichen Strichen gezeichnet, viel unbewusste Poesie, treuherzige brave Welt- und Lebensansicht, naive Frische, die dem Niedergeschriebenen überall das Gepräge der Echtheit verleiht, selbst dann, wenn Personen und Zeiträume etwas leichtsinnig durcheinandergewürfelt worden und ein handgreiflicher Anachronismus dem Erzähler gar keinen Schmerz verursacht. (E: 433)

Dass er selbst in den alten geschichtlichen Quellen und Chroniken „viel unbewusste Poesie“ entdeckte, kann ihn dazu verleitet haben, das poetische Potenzial dieser alten Texte auszuloten und an der Poesie, die sie selbst beinhalten, weiter zu arbeiten. Bei all seinem Respekt für die geschichtlichen Tatsachen wird er also erkannt haben, dass die Geschichte selbst viel Poesie und Fiktion enthält, so dass eine poetische Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffes nicht nur legitim, sondern eigentlich mit der Geschichtsschreibung sinnverwandt ist. Scheffel war selbst ein Wissenschaftler – er war ein promovierter Rechtswissenschaftler und studierte auch germanische Philologie –, war aber der Überzeugung, dass man mit der Poesie der Wissenschaft nicht schaden kann, sondern dass beide in einem Werk freundlich und produktiv nebeneinander existieren und aufeinander wirken können.

Als Philologe wusste er ganz genau wie wichtig die Quellenangaben sind; als Verfasser eines historischen Romans konnte er sich bei der Unmenge seiner Anmerkungen an Walter Scott ein Beispiel nehmen. Die Anmerkungen und Kommentare (285 an der Zahl), die den Romankorpus mit aufschlussreichen Informationen ergänzen, sind nicht nur, wie Werner Wunderlich annimmt, eine „gestelzte Staffage wissenschaftlicher Seriosität und Authentizität“<sup>7</sup>, sondern sie gewähren zugleich einen Einblick in Scheffels Arbeitsprozess und lassen verfolgen, wie er seine – fiktive – Geschichte in Anlehnung an historische Quellen

gestaltete. Die Vielfalt seiner Quellen, auf die er in den Anmerkungen immer wieder Bezug nimmt, könnte, zumindest stellenweise, auch einem Historiker zur Ehre gereichen. Man hat keinen Grund zu bezweifeln, dass er im Kloster zu Sankt Gallen Manuskripte in die Hände genommen und gelesen hat, doch zeugen seine Anmerkungen und Kommentare auch davon, dass er sich nicht weniger bereits gedruckter Quellen bediente. Eine schlichte Auflistung von diesen wäre an sich zu lang, es seien deshalb an dieser Stelle nur die wichtigsten genannt: Die „*Monumenta Germanica Historica*“, herausgegeben von Georg Heinrich Pertz, wird von Scheffel selber im Nachwort des Romans gelobt. Die einzelnen Bände dieser historischen Quellensammlung wurden einige Jahrzehnte hindurch veröffentlicht, Scheffel konnten etwa die ersten drei Bände bekannt gewesen sein. Sie beinhalten Quellen wie „*Casus Sancti Galli*“ des Ekkehard IV, „*Vita Sancti Galii*“, „*Regula S. Benedicti*“, „*Annales S. Gallenses majores, Chronicon ad ann. 889*“ des Regino von Prüm, „*Einhardi vita Karoli Magni*“, „*Gesta Karoli*“ usw. Doch auch zahlreiche weitere Quellen außer den „*Monumenta*“ werden aufgeführt, so etwa Heinrich Hattemers „*Denkmale des Mittelalters*“, Tacitus' „*Germania*“, Grimms „*Deutsche Mythologie*“, Christoph Friedrich von Stälins „*Württembergische Geschichte*“, Gibbons „*Geschichte des römischen Weltreichs*“ und viele andere. Auf die einzelnen Chroniken und sonstigen Quellen nimmt Scheffel mehrmals Bezug im Haupttextteil bzw. in dem dazu gehörenden Anmerkungskorpus, wobei er mit der Genauigkeit eines gelehrten Historikers und Philologen vorgeht: Praktisch führt er an jeder Stelle, wo der Faden der eigenen Geschichte die in den Quellen enthaltenen Ereignisse oder Fakten berührt, eine Anmerkung oder einen Kommentar an. Diese Metatexte erlauben es gleichzeitig, Scheffels Roman auf seine historische Veridizität hin zu prüfen und womöglich die Grenzen zwischen Historie und Poesie aufzuspüren. Es wird dabei nicht verwundern, wenn die Poesie schließlich die Oberhand gewinnt – schließlich wollte er keinen historischen Traktat, sondern einen historischen *Roman* schreiben.

Die Quelle, auf die sich Scheffel innerhalb der „*Monumenta*“ am häufigsten bezieht, ist der „*Casus Sancti Galli*“ (Deutsch könnte es heißen: der „Fall St. Gallen“ oder aber „Die Geschichte St. Gallens“), begonnen noch vom St. Gallener Mönch Ratpert und beendet von Ekkehard IV. mit der Geschichte des Klosters St. Gallen zwischen 891–971. Scheffel wusste ganz genau, was heute das Gemeingut der Forschung ist, dass nämlich der Verfasser des *Casus* ein Mönch von Sankt Gallen, der vierte in der Reihe von fünf Mönchen mit dem Namen Ekkehard (oder Ekkehart), war. Ekkehard I. von St. Gallen (Ekkehardus Decanus, um 910–973) war Verfasser von lateinischen Sequenzen, Antiphonen und Viten (ein solcher Antiphone mit der Anfangzeile „*Sanctifica nos*“ – „Segne uns“ wird

<sup>7</sup> Werner Wunderlich: „Gepräge der Aechtheit“ – Scheffels Ekkehard und St. Gallen. In: Berschin/Wunderlich, a.a.O., S. 79.

laut „Casus“ vom gefangenen Kleriker, im Roman hingegen vom Klosterbruder Herbold zur Freude der Ungarn angestimmt [E: 196]), aber auch der „Vita Sanctae Wiboradae virginis et martyris“ (um 960-970), in der er der Klausnerin Wiborada, die 926 beim Ungarneinfall in Sankt Gallen den Märtyrertod erlitten haben soll, ein Denkmal errichtete. Die Geschichte Wiboradas wurde von Scheffel, den eigenen poetischen und weltanschaulichen Vorstellungen gemäß, in die Handlung des Romans eingebaut; sie verkörpert im Roman eine altgermanische heidnische Kultur, die im Kontrast zu den Wertnormen des vornehmen Mönchs Ekkehard steht und zuletzt ihr Ebenbild bei den „Hunnen“ findet. Schließlich soll Ekkehard I. auch der Autor des sog. Waltharius-Epos sein: Die Identität dieser Schrift mit einer „Vita Waltharii manufortis“ („Das Leben von Walther Starkhand“), die nach den Angaben Ekkehards IV von Ekkehard I. in seinen jungen Jahren verfasst worden sei, wird jedoch in der heutigen Forschung bestritten.<sup>8</sup>

Vom Leben des Ekkehard II. (auch Ekkehardus Palatinus, verstorben 990), dem Neffen von Ekkehard I, hat sich Scheffel ebenfalls inspirieren lassen: Der Mönch wurde 973 von Herzogin Hadwig, der Witwe des Herzogs Burkhard III. von Schwaben, auf die Burg Hohentwiel (bei Singen) – die im Roman als „Denkstein stürmischer Vorgeschichte unserer alten Mutter Erde“ (E: 9) stilisiert wird – berufen, um sie in Latein zu unterrichten (im Roman wird mehrmals aus Vergil zitiert bzw. rezitiert). Die sich allmählich entfaltende und vertiefende Liebesbeziehung führt schließlich zu einem ungehaltenen Affektausbruch des Mönchs und seiner Flucht in die Eremiteneinsamkeit im Säntis. Wurden die Kontakte Ekkehards II. zu einer Herzogin im „Casus“ des Ekkehard IV. (um 1036–1060) aufgezeichnet, so ist das Liebesabenteuer – sicher einer der Hauptgründe für die damalige Popularität des Romans – offenbar die reine Erfindung Scheffels und bildet eigentlich das Handlungsgerüst und den „poetischen Teil“ seines Romans. In Wirklichkeit nahm Ekkehard II. den Weg an den kaiserlichen Hof als Kaplan Ottos I. und wurde zuletzt Dompropst in Mainz. Für seinen Roman verwendete somit Scheffel die Chronik des Klosters von St. Gallen aus der Feder von Ekkehard IV, das „Waltharilied“ von Ekkehard I. und übernahm Momente aus dem Leben des Mönchs Ekkehard II. Dass sich der Ekkehard des Romans am Ende als der Verfasser des Walthariliedes darstellt, indem Scheffel die eigene Übersetzung des Epos in den Text des Romans einfügte, liefert auch den Nachweis dafür, dass sich in der fiktiven Ekkehard-Gestalt des Romans mehrere Ekkehards aus der Geschichte Sankt Gallens vermischen. Ob ihm dieser Übergang von Geschichte zur Poesie reibungslos gelang, bleibt eine Frage an sich. Die Einfügung des Walthariliedes ist wohl ein kritischer Punkt seiner Roman-gestaltung und lässt sich als poetisches Konzept nur bedingt akzeptieren. Auf jeden Fall hat dieser Streich Scheffels zur Bekanntmachung und Popularisierung

<sup>8</sup> Dazu etwa Wunderlich, a.a.O., S. 82.

eines ursprünglich auf Latein verfassten Denkmals des germanischen Mittelalters maßgeblich beigetragen. Das Waltharilied ergänzt zudem Scheffels Hunnenbild und richtet das Augenmerk auf ein literarisches Dokument der Geschichte der Hunnen bzw. der Frühgeschichte der Ungarn.

Was Scheffels Hunnenbild angeht, so ist es geprägt durch eine Mischung von Geschichtlichkeit und Fiktion, wobei sich der letztere Begriff auch in diesem Falle nicht ausschließlich mit Poesie identifizieren lässt, wenn man nur daran denkt, dass selbst die Geschichte als Historie (als *történelem* im ungarischen Sinne) häufig von Fiktion durchdrungen ist. Für Scheffel bildete der „Casus Sancti Galli“ allerdings eine Basisquelle. In die von Ekkehard IV. erzählte Geschichte fällt auch der Einbruch der Ungarn in Sankt Gallen im Jahre 926, der in der Sankt Gallener Klosterchronik mit einer sichtbaren Vorliebe des Verfassers für Details erzählt wird. Sie ist aus historisch-kritischer Sicht wohl nicht ganz authentisch, da sie auf der mündlichen Überlieferung und den Berichten der Klosterbrüder beruht (der Überfall der Ungarn lag ja bereits ein gutes Jahrhundert zurück), dennoch bleibt sie eine wichtige Quelle für die Geschichte der Ungarn in der Zeit ihrer berühmt-berüchtigten Streifzüge und fand auch in spätere Geschichtsbücher<sup>9</sup> Eingang. Sie berichtet davon, wie die Ungarn (*Ungri*) am 1. Mai 926 das Kloster Sankt Gallen überfallen haben, dort aber nicht zu viel erbeuten konnten, da die Schätze des Klosters, die Bücher, Manuskripte und Reliquien von den Klosterbrüdern bereits gerettet worden waren. Auch ein komisch anmutender Zwischenfall mit dem „Narren“ Heribald, dem schwachsinnigen Mönch, der sich dem Verlassen des Klosters wegen des Ausbleibens der ihm zustehenden Weinportion hartnäckig widersetzte und damit sich selbst zum Empfang der Ungarn im Kloster verurteilte, wird im *Casus* ausführlich nacherzählt. Damit wurde aber gerade ein Schwachsinniger zum Augenzeugen des ungarischen Überfalls, indem er sich mit Glück und Geschick aus der Affäre zog und, die Unachtsamkeit der betrunkenen und sich zerstreuen Ungarn ausnutzend, zusammen mit einem von den Ungarn mitgeschleppten *clericus*, der die Sprachen der Plünderer gekannt haben soll, im Gebüsch versteckte und nach den sich glättenden Turbulenzen wieder zeigte. Scheffel hat die Geschichte Heribalds und seines glücklichen Entkommens ins Kapitel „Heribald und seine Gäste“ (am Ende des ersten Teils) aufgenommen: Den ironischen Ton des Chronikers hat er weiter gefärbt und seine

<sup>9</sup> So zunächst 1898 in Die Geschichte der ungarischen Nation (ung. A magyar nemzet történelme) von Sándor Szilágyi, verfasst anlässlich des tausendjährigen Jubiläums der ungarischen Staatsgründung. Zuletzt wurde der *Casus* in die Sammlung Johannes Duft/Tibor Sipos-Missura: Die Ungarn in Sankt Gallen. Mittelalterliche Quellen zur Geschichte des ungarischen Volkes in der Stiftsbibliothek St. Gallen / Magyarok Szent Gallenben. Középkori források a magyar nép történetéhez a Szt. Gallen-i Alapítványi Könyvtárban. Sankt Gallen, 1992 aufgenommen.

Neigung zur humorvollen Darstellung – von der er übrigens auch im epischen Gedicht „Der Trompeter von Säckingen“ eine markantes Zeugnis ablegte – in einer Anreihung von amüsanten Szenen zum Ausdruck gebracht. Dabei lehnte er sich immer wieder an die Worte der Chronik an, so etwa beim Satz: „Weinwarm begannen sie drauf ein ungefüges Singen.“ (E: 196)

Die von Scheffel an dieser Stelle eingefügte Anmerkung gibt eine weitere wichtige Quelle an, aus der er seine Kenntnisse über die Hunnen und Ungarn weitgehend schöpfte: Gibbons „Geschichte des römischen Weltreichs“<sup>10</sup>, die er offenbar als die authentischste Quelle in Sachen Ungarn betrachtete. Inspiriert von Gibbons monumentalem Geschichtsbuch, das bis heute eine bestimmte Faszination auf den Leser ausübt,<sup>11</sup> stellte er die Vermutung an, das von den betrunkenen Aggressoren des *monasterium sancti Galli* so furchtbar gesungene Lied

mag sich auf Attilas Abenteuer mit der Prinzessin Honoria, Schwester des Kaiser Valentinian, beziehen, die aus Rache dafür, daß sie wegen unstandesgemäßer Neigung zu ihrem Kämmerer Eugenius ins Kloster gesteckt worden, den *Barbarenmonarchen* durch Übersendung eines Ringes anflehte, sie als seine Verlobte und Gattin heimzuführen. (Anmerkung zu *Ekkehard* Nr. 177. Herv. von L.VSz.)<sup>12</sup>

Gerade an dem Punkt also, wo eine eingefügte Anmerkung für die geschichtliche Authentizität einer Aussage bürgen könnte, lässt sich das Ineinandergreifen von Geschichte und Fiktion ertappen. Denn wie kann man eine Geschichte, die 926

<sup>10</sup> Edward Gibbons (1737–1794) *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*, Bde. 1–6, ist zunächst in London 1776–1788, dann in der deutschen Übersetzung von einigen Teilen, einschließlich der Geschichte des Hunnenreichs, in Lüneburg 1787, später in 3 Bänden 1790, schließlich ungekürzt 1837 erschienen. Siehe vor allem Kapitel 35, 53 und 55, in denen der englische Historiker die Geschichte der Hunnen bzw. der Ungarn behandelt.

<sup>11</sup> Ein besonderes Beispiel für die Wirkung Gibbons bis in die Gegenwart liefert der Schriftsteller Sándor Márai, der laut einer Tagebuchaufzeichnung von 1984 die von Gibbon beschriebene Geschichte der Hunnen mit dem Epos von János Arany „Buda halála“ verglich. Vgl. Márai Sándor: *Napló 1984–1989*. Budapest: Helikon 2002, S. 46f.

<sup>12</sup> Die von Gibbon erzählte Geschichte der Prinzessin Honoria kommt übrigens auch in anderen, früheren Quellen, so etwa bei Jordanes (6. Jh.) vor: „occisoque Iohanne tyranne Valentinianus Ravenna imperator a patruale Theodosio ordinatur. cuius germana Honoria dum ad aulae decus virginitatem suam cogeretur custodire, clam misso clientulo Attilam Hunorum regem invitat in Italia. cumque veniente Attila votum suum nequivit explere facinusque, quod cum Attila non fecerat, cum Eugenio procuratori suo committit.“ In: *Jordanis Romana et Getica*, 328.

spielen soll, mit einer aus der Zeit des Hunnenkönigs Attila (mithin des 5. Jahrhunderts) verknüpfen? Die schlichte Antwort wäre: Auf der Ebene der Fiktion ist alles erlaubt. Dieser Umstand wird aber komplizierter, wenn man nur bedenkt, von wieviel Fiktion die Geschichtsschreibung selbst im 19. Jahrhundert durchwoben war (und z.T. bis heute wird), trotz solcher hervorragender Leistungen auf diesem Gebiet wie jenen von Leopold Ranke oder Theodor Mommsen. Ein eklatantes Beispiel für das komplexe Verhältnis zwischen Fiktion und Geschichte lieferten ja gerade die ungarischen Historiker etwa mit dem berühmten Disput zwischen Vamberger<sup>13</sup> und Budenz über die Herkunft des ungarischen Volkes und damit im Zusammenhang der ungarischen Sprache. Aus der heutigen akademischen Mehrheitsperspektive gesehen hat Budenz Recht behalten; die hunnisch-ungarische Verwandtschaftstheorie war aber nicht nur im 19. Jahrhundert verbreitet, sondern sie findet Adepten bis in die heutigen Tage. Wie hätte also der Romancier Scheffel, bei all seinen historischen Kenntnissen, mitten im 19. Jahrhundert in einer heftig diskutierten geschichtswissenschaftlichen Angelegenheit klar sehen können, die bis heute nicht ganz entschieden wurde? So gesehen erscheint es geradezu als eine Selbstverständlichkeit, dass er in seinem Roman keinen Unterschied zwischen Hunnen und Ungarn machte.

Doch ein weiterer Aspekt kommt hinzu. Der Text und vor allem die Anmerkungen liefern nämlich manchen Beweis dafür, dass sich Scheffel allem Anschein zum Trotz des Unterschieds zwischen Hunnen und Ungarn vollkommen bewusst war. Laut Anmerkung 139 wusste er nämlich ganz genau, dass die Einfälle der Ungarn in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts „zu den gewöhnlichen Landplagen“ in den deutschen Gauen gehörten, und dass diese Ungarn (*Hungri*) gelegentlich auch Avaren oder Agarener<sup>14</sup>, „noch öfter aber Hunnen“ genannt wurden, „wiewohl die Abstammung derselben von dem Hunnen-König Attila keineswegs zu den erwiesenen Tatsachen gehört.“ Die aus den „Epistola Remigii“ übernommene „Etymologie“, die die Namen der Ungarn aus dem Wort „Hunger“ (*Hungri vocati sunt*) ableitete, gehört eindeutig ins Reich der Legenden.<sup>15</sup> Denn

<sup>13</sup> Der zu seiner Zeit mehr im Ausland als in Ungarn geschätzte Historiker Hermann Vamberger (ungarisch Ármín Vámbéry, 1832–1913; Ehrenmitglied der Royal Geographical Society in England) gehörte zu den Kritikern von Ekkehards *Casus Sancti Galli*, da er darin kein „sittliches Bild, das an Handlungen und Weltanschauungen von asiatischen Nomaden erinnern würde“ zu entdecken vermochte. Vgl. Ármín Vámbéry: *A magyarság keletkezése és gyarapodása*. [Die Entstehung und das Wachstum des Ungarntums]. Budapest, 1895.

<sup>14</sup> Die Bezeichnung *agareni* kommt etwa in den *Annales Sangallenses Maiores* (geführt zwischen 709–1056) vor, aus denen Scheffel selbst in den Anmerkungen zitiert.

<sup>15</sup> Die Bezeichnung *ungri* ist türkisch-slawischer Herkunft (aus *ongur* oder *onogur*). Vgl. etwa Péter Király: *A magyarok népeve*. In: *Életünk* 1997/1, S. 101ff.

selbst Gibbon, der für Scheffel offenbar als eine unanfechtbare Autorität galt, trennte eindeutig die Geschichte der Hunnen von denen der Ungarn und behandelte sie in verschiedenen Bänden gemäß der geschichtlichen Chronologie. Für Gibbon war Attila der König der Hunnen, dessen Reich im 5. Jahrhundert seinen Zenit erreichte, bevor es bald darauf unterging. Die Abstammung der Ungarn von den Hunnen war bereits in der Zeit Scheffels höchst umstritten. Wie lässt es sich aber dann erklären, dass er im Roman die Geschichte der Hunnen mit der der Ungarn fast unentwirrbar verknüpft?

Der „Casus“ gibt keine Auskunft hierüber, denn Ekkehard IV. verwendete Bezeichnungen wie *Ungri*, *Ungris*, *Ungrorum* und auch *Ungar*. Es entspricht also nicht den Tatsachen, dass der Sankt Gallener Mönch die Ungarn mit den Hunnen verwechselt und in den abscheuerregenden Aggressoren die Abkömmlinge des ehemals gefürchteten Flagellum Dei gesehen hätte. Die Antwort auf diesen nur scheinbaren geschichtlichen Fehlgriff liegt vielmehr in Scheffels Zeit und vor allem bei ihm selbst, in seinen poetischen Prämissen. Hatte noch Ekkehard IV. ein ganz negatives Bild der Ungarn gezeichnet, die das Kloster des Sankt Gallus ausgeplündert, sich besoffen, Gefangene gefoltert oder getötet haben, so wollte Scheffel mitten im 19. Jahrhundert, nur einige Jahre nach 1848, dem Jahr, das das Prestige der Ungarn in Europa wesentlich erhöht hatte,<sup>16</sup> das Barbarische nicht mit den Ungarn, sondern lieber mit den Hunnen in der Zeit unmittelbar nach Etzel verbinden (auch Gibbon benutzt den Ausdruck *Barbarians*, wo es um Hunnen geht). Es lag offenbar nicht in seiner Absicht, ein altes und wohl – wie es ihm scheinen konnte – barbarisches Kapitel in der Geschichte eines Kulturvolkes zu beschwören, um vor diesem Hintergrund die Geschichte und die einstigen Tugenden des *eigenen* Volkes zu preisen. Wenn Scheffel ein „kritisches Gegenbild“ der eigenen Zeit „aus romantisierender Perspektive“<sup>17</sup> schaffen wollte, so brauchte er nur eine vergangene Epoche zu verherrlichen, um der Gegenwart ein heroisches Beispiel zu zeigen. Die Figuren im Werk, die Herzogin und ihr Hof im Hohentwiel, die Mönche von Sankt Gallen, Reichenau oder Radolfzell, der vornehme Ekkehard, der Vergil rezitiert und dann selbst zu dichten anfängt, sind in Scheffels Augen allesamt Repräsentanten einer Hochkultur, somit alles andere als primitive Gestalten eines finsternen Mittelalters. Um den Wert dieser idealisierten vergangenen Kultur noch zu erhöhen, brauchte Scheffel einen Kontrast; seine Wahl traf die Hunnen, die lange Zeit als ein barbarisches Volk galten. (Erst die neuere Forschung versucht dieses Bild zu revidieren oder gar zu widerlegen.) Die idealisierte

<sup>16</sup> Zu den von Scheffel am meisten geschätzten Dichtern gehörte Heine, in dessen Gedicht „Im Oktober 1849“ es u. a. heißt: „Wenn ich den Namen Ungarn hör’, / Wird mir das deutsche Wams zu enge.“

<sup>17</sup> Fritz Martini: *Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1848-1898*. Stuttgart: Metzler 1962, S. 446.

deutsch-christliche Kultur des gloriosen Mittelalters konnte somit erst in der Gegenüberstellung mit der Barbarei in ihrer ganzen Stärke und Blüte gezeigt werden. Für die Rolle der Barbaren eigneten sich die Hunnen offenbar viel besser als die Ungarn, die doch ein paar Jahrzehnte nach ihrem Einfall in Sankt Gallen ihre Beziehungen zu den europäischen Staaten zu normalisieren begannen. So wurden die Ungarn im Roman zu hundeköpfigen Hunnen, die huj-huj schreien, alles niedermetzeln, ausplündern und in Brand setzen, wo immer sie auftauchen. Das Fremde ist im Roman das Barbarische schlechthin, während das Eigene als die Höherstellung der eigenen (deutschen) Kultur in Erscheinung tritt.

Das kontrastive Konstrukt Kultur-Barbarei wird aber von Scheffel stellenweise nuanciert, oder gar dekonstruiert. Sein (kultur)geschichtlicher Optimismus zeigt sich gerade darin, dass er nicht nur vom höheren Stellenwert der Kultur gegenüber der Barbarei, sondern auch der Wirkungspotenz der ersteren auf die letztere überzeugt ist. Es gibt für ihn keine Barbarei, die durch Kultur nicht auf den richtigen Weg gebracht werden könnte. Scheint die Mehrheit der Hunnen sich lediglich in Trinkerei, Brutalität und unbändigem Siegesfeiern artikulieren zu können, so tritt der Heerführer Ellak bei seinem Einzug ins Kloster geradezu als ein Kulturmensch auf, der in einem dort aufgefundenen Philosophieband von Boëthius blättert und sogar seinen Landsmann Hornebog über die „Philosophie des Abendlandes“ belehrt (E: 194). Darüber hinaus, dass er „notdürftig des deutschen Landes Sprache erlernt“ (E: 188) habe, scheint also der Ellak Scheffels auch des Lateins mächtig zu sein. Es verwundert indes nicht, dass es eine solche Szene bei Ekkehard IV. nicht gibt; Geschichte und Poesie vermischen sich im Roman wiederholt, um für Scheffels poetisch-weltanschauliche Absichten den Weg zu ebnen.

Die Gestalt von Ellak, der im Roman zu einer Art Kulturträger der Hunnen umstilisiert wird, fand Scheffel (etwa im Unterschied zu Ellaks Freund und Mitkämpfer Hornebog<sup>18</sup>) ebenfalls in der Geschichte der Hunnen vor; Ellak war der älteste Sohn von Attila und zunächst der König der Akatziren, später selbst König der Hunnen, und fiel 455 in einer Schlacht am mysteriösen Fluss Nedao.<sup>19</sup> Bei der Beschreibung von Ellak wirkte Scheffels poetische Phantasie unverkennbar mit: So sieht man ihn in der „Hunnenschlacht“ im Hegau an der Spitze der Hunnen reitend, neben einem Bannerträger, der eine grünrote Fahne (!) schwingt, um dann einen wilden Schrei auszustoßen und den ersten Pfeilschuss abzugeben, „auf daß der Kampf nach altem Brauch eröffnet sei.“ (E: 209) Allerdings wird

<sup>18</sup> Wo Scheffel den Namen von Hornebog hernahm, konnte nicht ermittelt werden. Einen solchen Heerführer gab es bei den Hunnen nach den bekannten Quellen – auch nach Jordanes und Gibbon – nicht. Es ist auch unwahrscheinlich, dass der bei Anonymus vorkommende, ähnlich klingende Name Horka Scheffel bekannt gewesen wäre.

<sup>19</sup> Vgl. etwa Franz Altheim: *Geschichte der Hunnen*. 2. Aufl. Berlin/New York: Walter de Gruyter 1975. Bd. 4, S. 337.

im Roman das Mysteriöse, das den Ort von Ellaks Sterben umgibt, mit einem Federstrich zum Teil aufgelöst, zum Teil durch ein fabelhaftes Moment ersetzt: Hier stirbt der Anführer der Hunnen in der „Hunnenschlacht“, die im gleichbetitelten Kapitel von Scheffel ausführlich beschrieben wird, im Hegau, von „des fremden Rittersmannes Speer“ (E: 215) zu Tode gestoßen. Die Idee der zwei Ritter, „fremd an Gestalt und Rüstung“, die gegen Ende der Schlacht plötzlich auftauchen, um mit dem Hunnenführer den Kampf aufzunehmen, gehört ins Reich der Poesie; er schöpfte dabei mittels einer „regelrechte[n] Geschichtsklitterung“<sup>20</sup> aus der Sage des Karl des Dicken, färbte aber seinen Helden nach dem „Codex aureus“ des Folkard<sup>21</sup> ein, wie er selbst in der Anmerkung 188 andeutet. Für die grünrote Fahne, die eigentlich eine grüne Katze im roten Feld meint, fand Scheffels auch eine legendenhafte Erklärung, die wiederum eine reine Erfindung sein muss: Dem Hunnenkönig Etzel sei einmal, als er im Zelt seines Oheims Rugila träumte, der Hunnengott Kutka in Form einer Katze mit der Mahnung erschienen, er solle kein Mönch werden, sondern „mit der Erdkugel [s]ein Spiel treiben“ (E. 189). Daraufhin sei Attila zur „Geißel Gottes“ – doch nicht des Hunnengottes, sondern des christlichen Gottes! – geworden. Ein Gottesname Kutka lässt sich geschichtlich, im Unterschied zum Namen des alten Hunnenkönigs Rugila, allerdings ebenso wenig nachweisen wie eine hunnische Fahne mit der grünen Katze im roten Feld, wengleich sich auch ein ungarischer Schriftsteller namens Gyula Krúdy im 20. Jahrhundert von dieser Legende inspirieren ließ.<sup>22</sup>

Eine größere Plausibilität kann hingegen dem Namen Erika zuerkannt werden, mit dem Scheffel wohl die Frau des Hunnenkönigs Attila beschwören wollte. Tatsächlich hatte Attila eine „Hauptgattin“ mit dem Namen Arikan oder Erekan, woraus auch die Figur der Erika im Ekkehard stammen könnte. In der fiktiven Zeit des Romans ist aber Attila bereits verstorben, während Erika als ein „Mägdlein“, zugleich als eine „hunnische Artemis“ bzw. als „Heidenblümlein“ bezeichnet wird. Dass Erekan ursprünglich die Mutter von Ellak war, wird von Scheffel allerdings nicht erwähnt. Die weiteren Gestalten, die in der Schar der Hunnen im Roman auftauchen (E: 187), zeugen ebenfalls von mehr poetischer

<sup>20</sup> Wunderlich, a.a.O., S. 87.

<sup>21</sup> Auch Folchard oder Folchardus, Sankt Gallener Mönch in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts.

<sup>22</sup> Gyula Krúdy: *Etel király kincse* („Der Schatz des Königs Etzel“). Budapest, 1931. Die Farbe rot kann zwar eine Art Nationalfarbe der Hunnen gewesen sein. Eine den Ungarn des Fürsten Árpád zur Zeit der Landnahme ähnliche Fahne mit vier roten und vier weißen (oder silbernen) Streifen ist nicht auszuschließen. Aber noch 1488 schilderte die „Ungarische Chronik“ von János Thuróczy (1488) die Fahne des Hunnenkönigs Attila mit einem schwarzen Falken auf gelbem Feld.

Phantasie als historischer Faktentreue. Der „alte Hunnenwachtmeister“ Botund (ung. Botond) war ein ungarischer Legendenheld, der laut (Volks)Tradition am Main marodiert und die im Augsburg 955 siegreichen Deutschen angegriffen und ausgeraubt habe. Später sei er sogar in Byzanz aufgetaucht, schließlich aber in Ungarn verstorben. Der Name Irkund (auch Urkund oder Urkun) verweist seinerseits auf einen Helden zur Zeit der ungarischen Landnahme, der ein ungarisches Heer gegen König Otto geführt habe. Auch Zobolsu (ung. Szabolcs) war laut Urkunden ein ungarischer Heerführer.

Man sieht also, wie Scheffel nicht nur Poesie mit Historie sondern auch die verschiedenen geschichtlichen Epochen und Ereignisse ohne Scheu verquickt: So deuten der Ort der „Hunnenschlacht“ (im Hegau) und die grünrote Fahne auf den Einfall der Ungarn hin, während der „alte Brauch“ mit dem Pfeilschuss vielmehr auf die Zeit von König Etzel zurückverweist. Dazu zitiert er aus Gibbons Buch die Worte von Attila, der vor Beginn der Schlacht in den Katalaunischen Feldern zu seinen Kriegern gesagt haben soll, er werde „den ersten Wurfspieß schleudern, und der Elende, der sich weigert, das Beispiel seines Fürsten nachzuahmen, ist unvermeidlichem Tode verfallen!“ (Anm. 184) In einer weiteren Anmerkung wird der „hunnische“ Landhag erwähnt, dazu aber nach der „Gesta Karoli“ erklärt, mit dem „merkwürdigen Landhag“ hätten sich die *Ungarn* zur Zeit Karl des Großen (also im 9. Jahrhundert?!) ihre Grenzen gesperrt. Mit dem Landhag wird Scheffel wahrscheinlich jene (unwegsamen) Grenzgebiete gemeint haben, die die Güter der Ungarn umgaben und von diesen *gyepű* genannt wurden; dennoch ist seine Bemerkung geschichtlich gesehen nicht stimmig, waren doch die Ungarn zur Zeit Karls der Großen in Pannonien noch nicht präsent! Scheffel scheint hier die Ungarn mit den Avari zu verwechseln, mit denen Karl der Große manche Schwierigkeiten hatte – oder war ihm das Datum der ungarischen Landnahme unbekannt? Ein aufmerksames Lesen der betreffenden Stelle bei Gibbon im Bezug auf die Ankunft der Magyaren<sup>23</sup> – „above nine hundred years after the Christian æra“ – hätte ihn wohl zu einem kritischeren Blick auf die „Gesta Karoli“ verhelfen und die betreffende Anmerkung ersparen können. Das mag indessen als Beispiel dafür gelten, dass Scheffel auch an den Stellen auf das Terrain der Fiktion „hinüberrutschte“, wo er – also gerade in den Anmerkungen – eine geschichtliche oder philologische Genauigkeit anstrebte. Für manche seiner Verwirrungen im Dschungel der Geschichte könnte die Geschichtsschreibung seiner eigenen Zeit verantwortlich gemacht werden, doch scheint das obige Beispiel nicht zuletzt auf Scheffels eigene Schwierigkeiten mit der Geschichte des Mittelalters zu verweisen.

Scheffel hat zur Gestaltung seines Stoffes keine ungarischen Quellen verwendet, so hat er auch auf die „Gesta Hungarorum“ von Anonymus oder von

<sup>23</sup> Von der Selbstbezeichnung der Ungarn als *magyar* wusste dabei auch Gibbon: „*Magiar* is the national and oriental denomination of the Hungarians.“

Simon Kézai verzichtet. Auch gibt es keinen Beweis dafür, dass er von den damaligen Disputen der ungarischen Historiker etwas gewusst hätte. Er hielt sich stattdessen weitgehend an den „Casus Sancti Galli“ und die „Römische Geschichte“ von Gibbon. Auch zur Übernahme der Legende von Gog und Magog, mit denen die Ungarn im Mittelalter identifiziert wurden, scheint er vom englischen Historiker inspiriert worden zu sein. Die Bemerkung Gibbons über die in Europa einziehenden Ungarn: „they were mistaken by fear and superstition for the Gog and Magog of the Scriptures“, war indessen für Scheffel offenbar Anlass genug, um eine Szene einzufügen, in der Ekkehard mit dem entsprechenden Zitat aus der Bibel die Schwaben gegen die „Hunnen“ zum Kampf anspricht: „Und wenn die tausend Jahre zu Ende gehen, wird Satan aus seinem Kerker losgelassen werden und ausgehen, zu verführen die Völker in den äußersten Gegenden der Erde – den Gog und den Magog, und sie zum Streite versammeln.“ (E: 205)<sup>24</sup> Es zeugt von Scheffels Faszination für das Mittelalter, dass er sich in die Seelenlage der Kämpfer gegen die „Hunnen“ am Fuße des Hohentwiels mit einer reichen Phantasie einfühlen kann.

Die „Hunnenschlacht“ selbst wird auch mit sehr viel poetischer Phantasie ausgemalt. Aus geschichtlicher Sicht ergeben sich bereits bei der zeitlich-räumlichen Eingrenzung manche Schwierigkeiten. Das „hegauische Blachfeld“ (E: 216), wo im Roman der Sieg gegen die Hunnen errungen wird, wurde zu Beginn des 10. Jahrhunderts von den nach Schwaben ziehenden Ungarn überfallen, die aber bei ihrer Rückkehr in der Schlacht am Inn 913 eine Niederlage erlitten. Diese Schlacht wird übrigens auch im Roman angedeutet: Beim Hören vom Angriff der „Hunnen“ scheint die Herzogin Hadwig selbst sehr wohl über die Schlacht am Inn informiert zu sein, als Erchanger und Berchtold, Brüder und Rivalen des ostfränkischen Königs Konrad I, im Bunde mit Herzog Arnulf von Bayern und dem Grafen Udalrich vom Argengau die Ungarn schlugen. Diese führten aber mehrere Angriffe gegen Konrad und seine Stammesgebiete und wurden dabei noch vom schwäbischen Herzog Burkhard und dem bayrischen Herzog Arnulf unterstützt. (Die Allianzen der „Hunnen“ mit den Deutschen erwähnt Scheffel allerdings mit keinem Wort.) In den Jahren 915-16 befinden sich die Ungarn auch

<sup>24</sup> In der Offenbarung des Johannes heißt es: „Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan losgelassen werden aus seinem Gefängnis und wird ausziehen, zu verführen die Völker an den vier Enden der Erde, Gog und Magog, und sie zum Kampf zu versammeln; deren Zahl ist wie der Sand am Meer. Und sie stiegen herauf auf die Ebene der Erde und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt. Und es fiel Feuer vom Himmel und verzehrte sie. Und der Teufel, der sie verführte, wurde geworfen in den Pfuhl von Feuer und Schwefel, wo auch das Tier und der falsche Prophet waren; und sie werden gequält werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ (Offb 20, 8-11)

in Schwaben, später wenden sie sich gegen Elsass, Lothringen und das Burgundenreich, führen gleichzeitig Streifzüge nach Norden und Süden. Im Jahre 926, also gerade um die Zeit des Einbruchs in Sankt Gallen, besiegen sie den burgundischen König Rudolf. Im Mai verbringen sie praktisch nur einen Tag in Sankt Gallen, ziehen aber dann, wie gerade der ‚Casus‘ berichtet, Richtung Säckinggen, wobei ein Teil ihres Heeres diesseits des Rheins blieb. Der Angriff der von einem Herren namens Irminger (im ‚Casus‘: Hirminger) aus dem Dorf Friccouve gegen diese letzte Schar der Ungarn wird auch im Roman als eine Heldentat erwähnt (E: 234f.).<sup>25</sup> (Die entkommenen Ungarn zogen dann weiter Richtung Besançon.) Demnach sollte die im Roman geschilderte ‚Hunnenschlacht‘ 926 stattfinden. Doch lässt sich dieser Überfall am Säckinggen mit der Schlacht im Roman, an der auch Ekkehard, angefeuert auch durch seine Liebe zu Hadwig und das von ihr erhaltene Schwert des Herzogs Burkhard, teilnimmt, nicht gleichsetzen. Die Größe und Intensität des Kampfes erinnern vielmehr an die Schlacht auf dem Lechfeld 955, als das Schicksal der besiegten Ungarn eine entscheidende Wende nahm. Rein chronologisch betrachtet konnte auch das Gedächtnis dieser Schlacht in den Roman eingebaut werden, da die Berufung Ekkehards auf den Hohentwiel erst 973 erfolgte. Scheffel vermengt aber mit Geschick die verschiedenen zeitlich-räumlichen Koordinaten und speist aus unterschiedlichen Momenten die Geschichte Schwabens im 10. Jahrhundert.

Wenn sich die Schilderung der Kämpfe und der heroisierten Taten weitgehend auf fiktiver Ebene bewegt, so ist die eingefädelte Geschichte des gefangenen Hunnen namens Cappan eine tendenziös konstruierte poetische Fiktion. Allerdings spricht auch der ‚Casus‘ von einem Ungarn der ‚getauft wurde, heiratete und Söhne bekam‘, doch ist alles Weitere die Geburt von Scheffels Phantasie. Selbst der Name ist ein imaginiertes; man könnte evtl. mit den Namen von ungarischen Heerführern wie Koppány, Kopján oder Kupa spekulieren, die für Scheffel als Vorbilder dienen konnten, doch man ist auch an dieser Stelle lediglich auf Vermutungen angewiesen.

Dennoch ist die ganze Geschichte des Hunnen Cappan, der im Roman ebenfalls getauft und mit einer dem deutschen Schönheitsideal nicht eben

<sup>25</sup> In der Anmerkung zum Roman mit der Nr. 192 notierte Scheffel: „Die anschauliche Darstellung dieses Überfalls des ungarischen Lagers im Friccktal durch Irminger, den Alten, mit seinen sechs Söhnen und ihrer Mannschaft gibt Ekkeh IV. casus S. Galli, cap. 3. bei Pertz, Mon. II, 110. Im Schein der rings auf den Bergen flammenden Feuerzeichen stürmten ihre drei Heerhaufen in den sorglosen Feind. Wer nicht in keckem Schwimmen über den Rhein setzte, wurde erschlagen; die Beutestücke der Schlacht weihte Irminger dem Münster des heiligen Fridolin zu Säckinggen. Eine auf dem rechten Rheinufer gelagerte ungarische Schar zog sich auf die Nachricht dieser Niederlage ins Elsaß hinüber.“

entsprechenden Friderun verheiratet wird, insofern aufschlussreich im Hinblick auf Scheffels poetisch artikuliert Weltanschauung, als dass er mit deren Hilfe die Überlegenheit der christlichen Kultur gegenüber der Barbarei unterstreichen konnte. Es entging ihm offenbar nicht, dass es nur den christianisierten Völkern beschieden war, die Wellen der großen Geschichte zu überleben und sich in Europa dauerhaft niederzulassen: Das war ja auch das Schicksal der Ungarn gegenüber den Hunnen. Der Kampf gegen die „Geißel Gottes“ und die „Hundeköpfigen“ Hunnen war eine Art *cultural clash* des Mittelalters – nicht etwa das Aufeinanderstoßen der westlichen Zivilisation mit dem religiösen „Fundamentalismus“ des Orients, sondern der Zusammenprall zwischen Christentum und Heidentum, der aber für beide Seiten weitreichende Folgen hatte. Hat Scheffel zwar die Geschichte der Hunnen, oder zumindest einige Gestalten aus ihr, in seinen Roman übernommen, so bildet das 10. Jahrhundert weitgehend seinen Hintergrund. Der – nicht nur physische sondern auch kulturelle – Kampf zwischen Christen und Heiden hat zum einen das christliche Bewusstsein Europas verstärkt, zum anderen die Ungarn selbst bald zur Aufnahme der christlichen Religion genötigt. Es kann als Beleg für die Überlegenheit des Christentums angesehen werden – und so sah es höchst wahrscheinlich auch Scheffel –, dass es das Heidentum gleichsam in sich aufnahm und sogar ihre Tradition in schriftlicher Form in die Zukunft hinübergerettet hat.

Bezeichnend hierfür ist auch die Entscheidung des geflüchteten und nunmehr als Eremit lebenden Ekkehards am Ende des Romans, das Waltharilied zu dichten; damit rettete nicht nur Ekkehard ein Stück mittelalterlichen Heiden- und Heldentums für die Zukunft, sondern auch Scheffel selbst. Allerdings ist das Bild der Hunnen – und hier scheint es tatsächlich um die Hunnen, und nicht mehr um die Ungarn zu gehen – auch im Waltharilied nicht viel positiver. Die fiktiven Elemente des Liedes können diesmal nicht mehr Scheffel vorgeworfen werden: Kritisiert werden kann er an dieser Stelle höchstens als Übersetzer. Die Autorschaft des Liedes reicht in das 10.-11. Jahrhundert, die erzählte Geschichte noch weiter zurück. Es wurde von Jakob Grimm und Andres Schmeller 1838 herausgegeben: Diese Ausgabe diente auch Scheffel als Grundlage zu seiner Übersetzung, die bis heute die einzige deutsche Version des Waltharius-Epos ist.<sup>26</sup> Mit der Einfügung

<sup>26</sup> Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Text der Walthari-Übersetzung könnte manche Abweichungen vom lateinischen Originaltext nachweisen. Eine solche Analyse würde allerdings den Rahmen der vorliegenden Untersuchung sprengen. Dennoch seien hier einige Differenzen angedeutet:

In Scheffels Übersetzung fehlt der Geraldus-Prolog („Omnipotens genitor, summae virtutis amator, / lure pari natusque amborum spiritus almus...“; insg. 22 Zeilen), während die Handlung erst im Hofe des Hunnenkönig Etzel ansetzt („das war der König Etzel im fröhlichen Hunnenreich...“). Auch in weiteren Teilen des Textes lassen

des Epos (oder Epyllions) in den Roman konnte Scheffel zweierlei erreichen: Einen würdigen Abschluss des Romans und gleichzeitig die Veröffentlichung eines wunderbaren mittelalterlichen Epos in eigener Übersetzung, womit er selbst einen denkwürdigen und wirkungsvollen Beitrag zur Wiederentdeckung des Mittelalters in seiner Zeit leisten konnte. Um seinen ästhetisch-poetischen und philologischen Zielen gerecht zu werden, musste er das Epos in den Text des Romans womöglich reibungslos integrieren. Das Unterfangen glückte schließlich, als er wiederum die poetische Phantasie zu Hilfe nahm. So wird im Roman Ekkehard zunächst vom „Bruder Konrad von Alzey“ – der zugleich als Verfasser des Nibelungenliedes und hervorragender Kenner des Mittelalters präsentiert wird – auf die Geschichte des Waltharius aufmerksam gemacht, die ihn schließlich zum selbstständigen Schaffen des Liedes anregt. Die ganze Geschichte wird in nuce bereits im Kapitel „Vor dem Ebenalp“ angeführt, indem die einzelnen Bilder der Waltharius-Geschichte zu einem Werk innerhalb des Ekkehard ausentwickelt werden:

[...] das Waltharilied, das erst wie ferner Nebel ihm vorgeschwebt, verdichtete sich und nahm Gestaltung an und zog in lebendurchatmeten Bildern an ihm vorüber; er schloß die Augen, um besser zu sehen, da sah er die Hunnen anreiten, ein riesig fröhlich Reitervolk und minder abscheulich als die, gegen die er selber vor wenig Monaten in

sich Deviationen beobachten. Am Anfang heißt es ursprünglich: *Tertia pars orbis, fratres, Europa vocatur*, auf Deutsch: „Ein Drittel vom Erdkreis, ihr Brüder, heißt Europa.“ (Z. 1) Auf dem Kontinent Europa wohnen verschiedene Völker, darunter die Hunnen:

Moribus ac linguis varias et nomine gentes  
Distinguens, cultu, tum relligione sequestrans.  
Inter quas **gens Pannoniae** residere probatur,  
Quam tamen **et Hunos plerumque vocare solemus.** (Z. 2-5. Herv. L.VSz.)

Der Anfang von Scheffels Übersetzung entspricht etwa den Zeilen:

Attila rex quodam tulit illud tempore regnum,  
Impiger antiquos sibimet renovare triumphos.  
Qui sua castra movens mandavit visere Francos,  
Quorum rex Gibicho solio pollebat in alto,  
Prole recens orta gaudens, quam postea narro;  
Namque marem genuit, quem Guntharium vocitavit. (Z. 11-16)

Bei Scheffel ergreift Etzel selbst das Wort und lädt seine „Mannen“ zu einem Besuch „zu Worms am Rheine“ ein. Im Roman endet außerdem das Lied wie folgt (E: 415): „Gelobt sei Jesus Christ! – So schließt Waltharis Lied.“ Im lateinischen Text heißt es hingegen: *Haec est Waltharii poesis, nos salvet Iesus* (oder mit Initialen I H C), was auf Deutsch so viel wie: „Das ist die Dichtung von Walther, Euch aber erlöse Jesus“ heißen würde.

der Feldschlacht gestanden, und sie nahmen die Königskinder in Franken und Aquitanien als Geiseln mit und jung Hiltgund, die Wonne von Burgund – und wie er stärker die Saiten anschlug, da erschaute er auch den König Etzel, der war ein leidlich Menschenbild, zu Glimpf und Becherfreuden wohl aufgelegt, – und die Königskinder wuchsen an der Hunnen Hofburg auf, und wie sie groß geworden, kam ein stilles Heimatsehnen über sie, und sie gedachten, daß sie von alters einand' verlobt – jetzt hub sich ein Klingen und Drommeten, die Hunnen saßen beim Bankett und König Etzel trank den großen Humpen und alle folgten seinem Vorbild, Schlummer trunkener Männer tönte durch die Hallen – jetzt sah er, wie im Mondschein der junge Aquitaner Held das Streitroß waffnete, und Hiltegunde kam und brachte den hunnischen Goldschatz, er hub sie in den Sattel – hei! wie prächtig entritten sie der Gefangenschaft... (E: 376)

Bevor aber Scheffel das Waltharilied anführt, schaltet er nochmals 'seine dichterische Phantasie ein, um eine philologische Frage bezüglich desselben auf seine eigene Art und Weise zu „klären“. Im Waltharilied erscheint nämlich Ospirin als die argwöhnische und listige Frau Etzels, der die Erziehung Hiltegunts überlassen wird. Sie ermahnt ihren Mann, dass Walthari und sein Freund Hagen „das weite Feld“ suchen wollen (*Waltharius vester discedat amicus*). Als sie dann erfährt, dass die Geisel entkommen sind, flucht sie – so heißt es zumindest in der Deutung Scheffels – auf den Wein, „der meine Hunnen so schwer darnieder schlug“. Im lateinischen Text erscheint der Name der Königin Ospirin nur ein einziges Mal, sie wird dort (Z. 123) als *regia conjux*, d.h. als königliche Ehefrau erwähnt. Aus dem heutigen Stand der Geschichtsforschung betrachtet klingt der Name eher überraschend, da er in historischen Quellen, im Unterschied zum oben behandelten Namen Erika (Arikan, Erekan), nicht vorkommt. Grimm und Schlemmer führten in ihrem Kommentar zum Watharius, auf den sich Scheffel selbst in der Anmerkung 278 bezieht, hypothetisch die Verwandtschaft zwischen Ospirin und dem ahd. Helihhâ bzw. jüngeren Namen wie Helche, Herche und Herkja vor. Letzterer zeigt bereits eine deutliche phonetische Ähnlichkeit mit Erika/Erekan und lässt damit die Plausibilität einer etymologischen Verbindung zu. Wie aber etwa aus Herkja Ospirin wurde, darauf gibt der Grimm'sche Kommentar auch keine Antwort, sondern schließt stattdessen mit der Feststellung: „es entgeht uns gar zu viel durch den verlust der deutschen gedichte, selbst der späteren.“<sup>27</sup> Scheffel „löste“ das Problem seinerseits auch nicht philologisch, sondern wiederum poetisch-phantasievoll: Ausgehend von der wortwörtlichen Bedeutung des Namens Ospirin als ‚große‘ oder ‚göttliche Bärin‘, fügte er in den Roman eine Fabel mit einer Bärin ein, gegen die Ekkehard den Bärensegen des heiligen

<sup>27</sup> Vgl. Jacob Grimm/Johann Andreas Schmeller (Hg.): Lateinische Gedichte des X. und XI. Jh. Göttingen: Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1838, S. 119.

Gallus ausspricht und die darauf von dannen schreitet. Mit diesem poetischen Geniestreich sowie mit der Begründung, „die Bären waren in jener Zeit häufige Besucher der Appenzeller Alpen“ (Anm. 266), scheint Scheffel die Wahl des Namens Ospirin im Waltharilied „legitimieren“ zu wollen: Ein erneutes Beispiel dafür, wie er eine philologische Gegebenheit oder Fragwürdigkeit poetisch umdeutet.

Auffallend ist indessen, wie Scheffels Hunnenbild im Waltharilied eine nicht unwesentliche Veränderung erfährt: Die Hunnen erscheinen nunmehr als „ein riesig fröhlich Reitervolk und minder abscheulich als die, gegen die er selber vor wenig Monaten in der Feldschlacht gestanden“. Scheffel überträgt damit seine eigene romantisierende Perspektive, die den Hunnen selbst, die vorhin noch als ein barbarisches Volk gegen die Schwaben ins Feld zogen, ein verklärtes Bild verleiht, auf seinen Ekkehard, den er zum Verfasser des Waltharius-Epos macht. Zwar hat er die einleitenden Zeilen, in denen die Hunnen ursprünglich als *hic populus fortis virtute vigebat* gelobt wurden, weggelassen, doch stellt sich der König des „fröhlichen Hunnenreich[s]“ bei Scheffel als ein „Mann des Friedens“ vor, der die Friedensboten höflich empfängt:

„Höflich empfang sie Etzel, es war das so sein Brauch,  
Sprach: ‚Mehr als Krieg taugt Bündnis, das sag‘ ich selber auch,  
Auch ich bin Mann des Friedens, nur wer sich meiner Macht  
Töricht entgegenstemmt, dem wird der Garaus gemacht.“

So schließt Etzel ein Friedensbündnis mit den Franken, Burgundern und Aquitanier, um den Preis allerdings, dass Hagen, Hiltgunt und Walthari als Geiseln in den Hunnenhof ziehen. In Zorn gerät der Hunnenkönig erst, als schließlich Walthari, der sich als „Feldhauptmann“ der Hunnen durch Heldentaten ausweist, seinem Hof entflieht und dabei noch die burgundische Prinzessin Hildegunt entführt. Die Flucht wird ermöglicht durch die Betrunkenheit der Hunnen: Damit wird erneut ein Bild beschworen, das bereits in der Geschichte Heribalds zum Vorschein kam und das zuvor noch verherrlichte heidnische Volk wiederum in zweifelhaftes moralisches Licht stellt. Etzel, der nunmehr als ein „grambetörte[r] Greis“ in die Szene rückt, verspricht umsonst einen Haufen Gold demjenigen, der „mir in Banden brächte Walthari, den schlaunen Fuchs“: Dieser begibt sich auf einen abenteuerlichen Weg in seine Heimat Aquitanien, wobei er noch vor seiner Ankunft brutale Kämpfe mit den Franken überstehen muss. So werden die Hunnen selbst, die selbst noch im Hildebrandslied mit dem Attribut „schlau“ versehen wurden, von einem Germanen überlistet.

Mit der Hunnengeschichte des Walthariliedes hat somit Scheffel wiederum auf das 5. Jahrhundert zurückgegriffen; allerdings wird diese Zeitachse nur innerhalb des Liedes konsequent durchgeführt und gleichsam als kulturelles Gedächtnis in der Zeit Ekkehards präsentiert. Auf eine christliche Zeit deutet auch der Aufruf

„Gelobt sei Jesus Christ!“ (urspr. *nos salvet I H C*) mit dem das Waltharilied schließt, der sehr gut in Scheffels Konzept eines idealisierten christlichen Mittelalters passte. Er würdigte zugleich das Waltharilied als „ein ehrwürdig Denkmal deutschen Geistes“ (E: 416), das er, indem er sich hinter seinem „Einsiedel Ekkehard“ versteckte, dem „Gedächtnis einer spätlebenden eisenbahndurchsausten Gegenwart“ (E: 429) einprägen wollte. Er vermengte damit Christentum und Deutschtum im Bild eines heroischen Mittelalters, das er seiner Zeit zur Selbstbesinnung darbot.